# Die alte Glasmalerei der Schweiz

Autor(en): **Zschokke, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **40 (1947)**

Heft [1]: **Schülerinnen**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-989843

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# DIE ALTE GLASMALEREI DER SCHWEIZ.

Aus Glas gefertigte Perlen, Ringe, Flaschen, Krüge, Kannen und Trinkgefässe zählten im römischen Kaiserreiche zum selbstverständlichen Besitz der vornehmen Leute. Aus dem gleichen Stoffe wurden damals auch Tafeln geschaffen, um mit ihnen die Lichtlücken eines Raumes wetterfest abzudichten. Was die alten Römer aber nicht kannten, das waren die Glasgemälde. Die Erfindung dieser wunderbaren, gleichsam aus sich selbst leuchtenden Bilder blieb dem Mittelalter vorbehalten. Erst in einer Zeit, da christliche Gemeinden im Inneren bilderreicher Heiligtümer andächtige Gottesdienste feierten, konnte das Bedürfnis erwachen, auch in den Fenstern denkwürdige Gestalten und Begebenheiten zu sehen. Wann und wo man anfing, verschiedenfarbige Glasstücke mittels rahmender Bleiruten zu Bildern zusammenzusetzen, und wem es erstmals glückte, die mit braun-schwarzer Farbe aufgepinselte Zeichnung den Gläsern dauerhaft einzubrennen, lässt sich nicht mehr genau feststellen. Aus den Urkunden geht lediglich hervor, dass seit der Jahrtausendwende immer mehr Kirchen mit Fensterbildern ausgestattet wurden. Die neue Erfindung muss sich rasch ausgebreitet haben, und innerhalb kurzer Frist waren wohl die bunten Scheiben selbst für das kleinste Gotteshaus ähnlich unentbehrlich wie die Glocken im Turm und der Kelch auf dem Altare.

Von dem unzählbar reichen Bestande an Kirchenfenstern wurde im Laufe der Jahrhunderte der grösste Teil zerstört. Auch in der Schweiz hielt die Vernichtung reiche Ernte. Nur wenige Stücke entgingen dem allgemeinen Schicksal, doch ist ihre Zahl immerhin noch stattlich genug, um überzeugend darzutun, mit welcher Meisterschaft die Kunst der Glasmalerei zwischen Alpen und Jura gepflegt wurde.

Sieht man von einem kleinen, aus dem rätischen Gebiete stammenden Marienbilde ab, so sind die Überreste der nach 1235 angefertigten Scheiben der Kathedrale von Lausanne die ältesten Glasgemälde, die sich auf schweizerischem Boden erhalten haben. Die meisten gehören dem Rosenfenster des südlichen Querhausarmes an. In einem Zirkel, dessen Spann-

weite nahezu neun Meter beträgt, wird durch die Summe von 61 Kreis- und Zwickelbildern die göttliche Ordnung der Welt verständlich gemacht. Gott nimmt als thronender Herrscher die Mitte ein, und um ihn herum bewegt sich die bunte Fülle seiner Geschöpfe. Die vier Evangelisten werden von den Jahreszeiten und Monaten abgelöst. Darauf folgen die Tierkreiszeichen, die vier Elemente, die Sonne und der Mond, und so geht das weiter bis an den Rand der Rose, wo als äusserste Trabanten acht pausbäckige Winde ihr luftiges Spiel treiben.

Das in vollen Farben strahlende Fenster tönt wie ein festliches Lied, dessen 61 Verse die Herrlichkeit der Schöpfung preisen. Jedes Medaillon trägt zu diesem Lobe bei, und gerade in der knappen Prägung der einzelnen Bilder bewähren sich die Meister von Lausanne aufs beste. Um den Mond und seinen nächtlichen Lauf für jedermann fassbar zu machen, wendeten sie eine aus dem Altertum ererbte Darstellung an: Eine weibliche Gestalt fährt, von einem Doppelgespann galoppierender Schimmel gezogen, in zweirädrigem Wagen über den gestirnten Himmel dahin. Mit der linken Hand weist sie den Weg, während sie in der Rechten eine brennende Fackel trägt. Welcher Planet durch die Göttin verkörpert wird, ist leicht zu erraten. Sowohl die Beischrift als auch die um eine schmale Sichelform vermehrte Lichtscheibe der Frau sagen dies deutlich aus. Vor allem aber sind es die beiden Blau, das dunklere des Himmels und das hellere des Nimbus-Kreises, die den Dämmerschein des Mondes und – damit verbunden – seine zehrende Art in wirksamer Weise heraufbeschwören.
Dank der gesteigerten Kraft ihrer Farben verfügen gläserne Bilder über grosse Stimmungsgewalt. Diesen Zauber verspürt man eindrücklich genug, wenn man das kleine, unweit von Frauenfeld befindliche Laurentius-Heiligtum von Oberkirch betritt. Das im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts geschaffene Ost-Fenster nimmt den Blick unmittelbar gefangen. Drei doppelgeschossige Türme schliessen mit ihren spitzbogigen Arkaden die Verkündigung Mariä und die Kreuzigung Christi ein. Beide Szenen bestehen aus gleich viel Personen. Am Sterben des Erlösers nehmen – wie üblich – Maria und Johannes teil; dem Besuche des Engels ist dagegen, um die

Der Evangelist Johannes. Ausschnitt aus der Kreuzigung Christi in der Laurentiuskirche von Oberkirch. 14. Jahrhundert.

Dreizahl voll zu machen, die Figur des hl. Laurentius beigesellt. Obschon die sechs Gestalten durch weite Abstände voneinander getrennt sind, so erscheinen sie trotzdem nicht als stark gesonderte Einzelwesen. In stiller Demut sanft sich neigend, zeigen sie alle dasselbe Gepräge. Ihre Umrisse werden von einer Strömung bewegt, deren anmutiges Spiel den Betrachter mehr und mehr anzieht. Er vernimmt eine leise schmachtende Musik und wird durch solche Klänge aus dem Alltagsleben emporgehoben.

Verglichen mit den nur wenig älteren Figuren von Oberkirch, werden die in den Chorfenstern der Klosterkirche von Königsfelden auftretenden Gestalten wesentlich greifbarer vor Augen geführt. Neben vielen anderen Denkwürdigkeiten sind

da fünf Szenen aus dem Leben des hl. Franz von Assisi und unter ihnen auch diejenige der Vogelpredigt dargestellt. Die Legende weiss von dieser Begebenheit zu berichten, dass der Heilige eines Tages in einem Gehölz unzählige Vögel beieinander sah. Voll Glaubenseifer trat er an die beschwingten Geschöpfe heran und pries die unvergleichlichen Gaben, die sie von Gott empfangen hatten. Die Vögel hörten aufmerksam zu. Kaum hatte aber der Mönch seine Rede beendet, so erhoben alle ihre Stimme und verführten dem Schöpfer zu Ehren ein gewaltiges Lobgeschrei. Packender als es in Königsfelden geschehen, kann die brüderliche Begegnung von Mensch und Tier wohl kaum veranschaulicht werden. Auf Arm- und Schnabellänge angenähert, verfügen die beiden Parteien dennoch über genügend Raum, um ihre Eigenarten voll zum Ausdruck zu bringen. Das strebsame Tun des Franziskus beantworten die Vögel mit ruhigem Lauschen, und ob diesem widersprüchlichen Spiele wird man nicht müde, von einem Lager zum anderen hin und her zu wechseln.

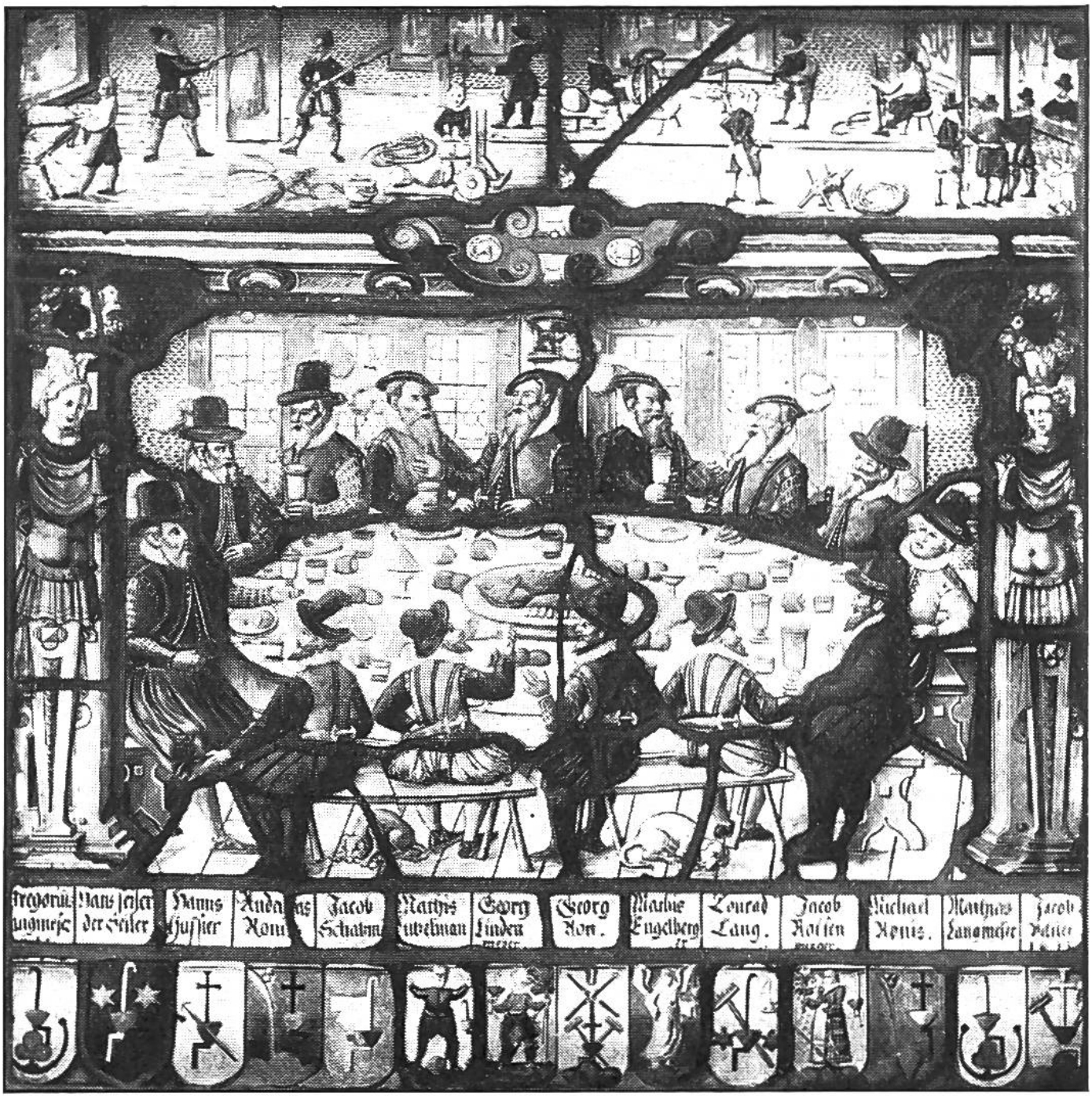
Auch in den übrigen Bildern des Chores herrscht ein erstaunlich reges Leben. Die heiligen Geschichten werden dermassen spannend erzählt, dass noch heute zahlreiche Kenner zu dem bei Brugg gelegenen Gotteshause pilgern. Die Zeitgenossen müssen aber von der für sie ungewohnten Gegenwärtigkeit der Szenen geradezu überwältigt gewesen sein. Die neue Darstellungsweise wird sich im schweizerischen Gebiet wohl ziemlich rasch verbreitet haben, doch ist Genaueres über diese folgenschwere Kunstwende nicht bekannt. Es klafft nämlich zwischen den Scheiben von Königsfelden und den nächsterhaltenen jüngeren eine Lücke von beinahe hundert Jahren, und aus den nach 1420 entstandenen Bildfenstern der Nikolauskirche auf dem Staufberg kann man nur ganz allgemein ersehen, dass die Zeit der ersten Versuche schon eine gute Weile zurückliegt. Die Anbetung der hl. Drei Könige spielt sich nunmehr – eine wichtige Errungenschaft – innerhalb der Schranken eines Raumes ab und verfügt – der deutlichen Ortsangabe entsprechend – über Züge, die dem Hauptgeschehen nicht unbedingt zugehören. So wohnt man als belustigter Augenzeuge dem Schauspiel bei, wie der zu spät gekomme-

König Kaspar betritt den Stall von Bethlehem. Ausschnitt aus der Anbetung der heiligen Drei Könige in der Nikolauskirche auf dem Staufberg. 15. Jahrhundert.

ne jüngste König, um sein Versäumnis nicht zu mehren, das Prunkgeschenk für den Christusknaben gleichsam im „Stafettenlauf" übernehmen muss.

Die alltagsnahe, volkstümlich frische Auslegung der heiligen Vorgänge bricht sich in den um 1450 gestifteten Chorscheiben des Berner Münsters vollends Bahn. Das Wunder des blühenden Aaron-Stabes, ein kleiner Bruchteil aus dem riesenhaften Bibelfenster, wird in einer Weise geschildert, als stiesse es einem Bewohner der vornehmen Junkerngasse zu. Der Held und sein Gefährte sind zwei wohlhabende Patriziersöhne, und der übereck gestellte Tabernakelaltar der Stiftshütte könnte sich recht gut in einem heimischen Gotteshause befinden.

Der Betrachter steht mit den biblischen Gestalten auf „Du und Du", und die Bilder besitzen demzufolge einen Grad von Räumlichkeit, der sich mit der flächenhaften Art der Glasgemälde nur noch schwer vereinigen lässt. Eine rasch fortschreitende Entwicklung hebt damit an. Bis 1500 war das Streben, die Menschen und Dinge greifbar darzustellen, schon derart weit gediehen, dass die Bildfenster den aufs höchste gesteigerten Ansprüchen nicht mehr genügen konnten. In wenigen Jahrzehnten sank die kirchliche Glasmalerei zu einer Kunst zweiten Ranges herunter und verschwand bald darauf völlig. Was in der Schweiz jetzt noch folgte, das war ein un-



Festessen der Seilerzunft von Basel. (Darüber Szenen aus dem Seilergewerbe.) Zunftscheibe von Christoph Brandenberg, 1615. Historisches Museum Basel.

gemein reizvolles Nachspiel: Eine lange Reihe tüchtiger Meister fertigte für die Fenster profaner Räume Wappenscheiben von beschränkter Grösse an. Als Künderin privaten und staatlichen Stolzes blieb somit die wundersame Erfindung der aus sich selbst leuchtenden Bilder bis ins 17. Jahrh. hinein im Gebrauche. Die Zeit aber, wo die Glasmalerei zur europäischen Menschheit vom Tiefsten gesprochen, begann immer schneller in die Vergangenheit zurückzufliehen. Dr. F. Zschokke.